Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 26 (1984)

Nachruf: Totentafel

Autor: Decurtins, Alexi / Pult, Jon / Halter, Toni

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Totentafel

Zum Gedenken an Hermann Meili

Der Autor der nachfolgenden kurzen Arbeit mit dem Titel «Geschichtliches vom Hof zu Chur» starb 71jährig anfangs Januar 1982 im Kantonsspital St. Gallen. Seine Angehörigen stellten uns dieses letzte Stück seiner Publizistik zur Veröffentlichung zur Verfügung.

Hermann Meili war kein Forscher. Doch verfügte er über ein ausgezeichnetes Wissen um die kulturellen Belange Graubündens. Denn er liebte unsern Kanton, seine Wahlheimat, und gab ihr in seinem tätigen Schaffen viel. Bekannt wurde vor allem sein schönes Werk «Bergreisen und Bergsteigen in Graubünden», zu dem ihn seine langjährige Redaktionstätigkeit an der «Engadiner Post» ermunterte. Immer wieder veröffentlichte er Arbeiten aus dem bündnerischen Kulturkreis, und auch unser Periodikum zählte zu den dankbaren Empfängern der Erzeugnisse seiner Feder. Allzu früh mußte er ihr entsagen. Sein Name jedoch bleibt mit unserm Land verbunden. *Red.*

Die Gegend des heutigen «Hofes» dürfte schon in vorrömischer Zeit eine befestigte Anlage gewesen sein. Denn nachdem in der Nähe Churs, bei der Ruine Lichtenstein, Überreste einer bronzezeitlichen Niederlassung entdeckt wurden, ferner einzelne Bronzegegenstände beim Welschdörfli, ein Bronzebeil im Lürlibad usw., darf angenommen werden, daß auch die Gegend von Chur selber schon in der Bronzezeit dauernd besiedelt war. Die von Natur aus festungsartige Felsterrasse des jetzigen «Hofes» muß die vorrömischen Siedler geradezu eingeladen haben zur Errichtung einer Fluchtburg (Refugium) und vielleicht einer damit verbundenen Kultstätte. Tatsächlich stieß man 1921 anläßlich der Renovation der Kathedrale bei Sondierungen im Boden derselben in einer Tiefe von 1.40 m auf große Steinplatten mit Knochen und Kohleresten, die den Eindruck einer prähistorischen Feuer- oder Opferstelle machen. Die Römer haben bekanntlich dann nach der Unterwerfung Rätiens, 15 vor Chr., auf dieser Felsterrasse ihr Castell gebaut. Der Sodbrunnen im nördlichen Seitenschiff der heutigen Kathedrale ist höchstwahrscheinlich auch römischen Ursprungs. Er wird von unterirdischen Wasseradern gespeist, die in dem ziemlich wasserzügigen, aus Moränenschutt bestehenden Grund vorhanden sind. Daß dieser Brunnen schon vor der heutigen Domkirche bestand, ist zweifellos.

Als es dann mit der Römerherrschaft in Rätien anfangs des 5. Jahrhunderts zu Ende ging und die Besatzung abzog, wurde hier an Stelle des Castells die erste Bischofskirche errichtet, die erste sicher bezeugte Kirche auf Bündnerboden. (Ein Bischof von Chur namens Asinio ist uns aus dem Jahre 451 bezeugt, er dürfte aber nicht der erste überhaupt gewesen sein.) Dieses erste Gotteshaus muß eine für damalige Verhältnisse recht stattliche Basilika gewesen sein, nach römischem Muster mit halbrundem Chorabschluß gegen Osten. Als man die heutige Domkirche im Jahre 1921 einer Renovation unterzog, fand man die Grundmauern dieser ältesten Bischofskirche, gleichzeitig auch die Fundamente des Domes von Bischof Tello aus der Zeit Karls des Großen. Um 1150 hatte auch dieser Bau der neuen jetzigen Domkirche Platz machen müssen.

Die altersgrauen, efeuumsponnenen Wehrtürme des «Hofes» sollen nach der Volksüberlieferung Überreste der römischen Befestigungen sein. Jedoch ergab die genaue Untersuchung bisher keine Anhaltspunkte für ihre Klassierung als römische Bauwerke. Beim Marsöl besteht immerhin die Möglichkeit, daß die Fundamente von einem römischen Mauerturme stammen. Marsöl war früher eine Flurbezeichnung. Urkundlich wird es im Jahre 1286 Marschüels, später Marschüls geschrieben. Diese romanische Bezeichnung ist nach Prof. Muoth mit dem lateinischen marciolus oder marcidus verwandt und bedeutet fau, sumpfig, wasserzügig. Man vergleiche hierzu den Namen der Wasserburg Marschlins bei Igis. Der ursprüngliche Flurname übertrug sich dann auf den Turm, sonach wäre also unser Marsöl der Sumpfturm oder Weiherturm, der Name deutet auf die feuchte, wasserzügige Umgebung hin.

Ein anderer sogenannter «Römerturm» am «Hofe» war der Spinöl, 1248 urkundlich Spiniöl genannt. Dieser Name soll mit dem lateinischen spina = Dornbühl oder Dornverhau zusammenhängen. Für den römischen Ursprung dieses Turmes fehlen alle Anzeichen. Er ist heute völlig verschwunden. Sein Standort dürfte an Stelle des heutigen oberen Spaniöls zu suchen sein. Er war der Turm der Reichsvögte und Churer Stiftsvögte, der Herren von Vaz. In einer Fehde derselben mit dem Bischof wurde er gebrochen, und der Bischof erbaute seinerseits um 1229 den heute noch stehenden Torturm (Hofkellerei). Marsöl und dieser Torturm bilden Überreste des ehemaligen mittelalterlichen Befestigungsringes des bischöflichen Hofes. Der «Hof» war damals, wie Tschudi 1538 in seiner Chronik sagt «ein stark wörhaffte burg mit gewaltigen thürmen». Diese Türme schlossen damals nicht wie heute mit einem Helmdach, sondern mit einem Zinnenkranze ab.

«Hof» und Stadt bildeten früher zwei getrennte Siedlungen mit eigenem Befestigungsring. Man erkennt dies deutlich an den mittelalterlichen Stadtansichten in den alten Chroniken. An Stelle der heutigen Hofstraße verliefen tiefe Gräben. Erst 1851 wurde dann der «Hof» mit der Churer Stadtgemeinde vereinigt.

Die bischöfliche Residenz, die im Jahre 1731 nach der Aussage eines fremden Reisenden «liederlich aussieht und wenig Fürstliches an sich hat, die man aber allgemach zu renovieren anhebet», wurde in der Tat damals unter Fürstbischof Jos. Ben. von Rost, der 1728–1754 regierte, einem tiefgreifenden Umbau unterworfen und erhielt in jenen Jahren ihr heutiges, vornehmes Aussehen.

Hendri Spescha

Seit Allerheiligen 1982 ruht Freund Hendri Spescha auf *Somantiari,* zu Füßen der alten Kirche von *Sogn Gion,* dem Gewühl und Lärm des Alltags entrückt und doch den Seinen nahe.

Er ist lautlos von uns gegangen, ohne Klagen, mit der Zuversicht und dem Gottvertrauen, die ihn stets begleitet haben.

Der Freundeskreis, der sich am Grabe eingefunden hatte und der strahlende Herbsttag mit feinsten Licht- und Farbabstufungen wirkten tröstend und besänftigend auf die Wogen widerstrebender und mit dem Schicksal hadernder Gefühle. Da kamen wohl manchem seine Gedichte in den Sinn, eigenartig zarte Gebilde, wo die Welt zuweilen stille zu stehen scheint. Und in dieser Stille ein Hauch, ein Laut, ein leises Zittern, das sich kundtut und, in uns fortwirkend, Eigengewicht und Tiefe erhält. Sanftes Licht, Grautöne vor allem, wie bei seinem Bruder Matias; gedämpfte Musik auch, die an eine fernöstliche Klangwelt erinnert. Raum und Zeit sind darin wie aufgehoben, Gegensätzliches wird austauschbar oder löst sich gegenseitig auf. In diesem Zustand der Schwebe flutet das herein, was man so beiläufig und ungenau Einstimmung, Gnade nennen möchte.

Was mag Hendri bewegt haben, eine so verhaltene, jede Härte meidende Ausdrucksform zu wählen, wo ja das schäumende Leben sein Element war und er, wo immer möglich, die Gemeinschaft, das Gespräch, die Wärme und Fröhlichkeit suchte? Im Gedicht «Der ich bin» *(Quel ch'jeu sun)* findet sich eine mögliche Antwort in der Frage «Was macht aus mir zwei Wesen» *(Tgei fa da mei dus essers).* Es wirft mit andern Aussagen zusammen Licht auf eine verborgene Seite, an die man bei seiner Frohnatur nicht so recht glauben mochte.

Was oft erstaunte, war die Leichtigkeit von Hendri Spescha, gerade dort, wo er sich befand oder tätig war, sich rasch einleben und sich heimisch fühlen zu können. Im Auf und Ab von Ortsveränderungen und von wechselnden Arbeitsstätten war Domat allerdings ein Glücksfall. Hier kam er schon als Seminarist zu Tante und Onkel wie in einen erweiterten Familienverband, hier fand er 1956 auch seine Gefährtin Martina Jörger, hier wuchs die Familie heran, hier fügte er sich nach und nach mühelos in die Dorfgemeinschaft ein. In dieses für bündnerische Begriffe seltsam vife und fröhliche Emser Völklein mit seinem Sinn für gelebtes Brauchtum und für Geselligkeit, aber auch nach Neuem stets Ausschau haltend, paßte Hendri Spescha bestens hinein. Mit zahlreichen ortsansässigen Freunden ging es bald darum, das trotz der Industrialisierung noch rege Dorfleben nicht verkümmern zu lassen, um dadurch später einen gesunden Ansatz für die Verwirklichung neuer und neuartiger Ideen zu finden (Informationen zur Dorfkultur; Romanischunterricht und -lehrmittel; Bildungszentrum; Aktion 70).

Im Hintergrund dieses aufreibenden Geschehens, in dem Hendri unentwegt agierte, lief aber unbeirrt sein Schatten mit, das andere Ich. Und es kommt nicht von ungefähr, daß es uns fast immer im Gedicht begegnet. Seine Sammlungen «Sinzurs» (1958), «Alla notg» (1963), «Sendas» (1975), alle in künstlerischer Arbeitsgemeinschaft mit seinem Bruder Matias veröffentlicht, sind in dieser Hinsicht nicht zu übersehen. Hier fügen sich Sprache und Klang, Farbe und Linie zu einem feingeknüpften Netz von Eindrükken, Erlebnissen, Stimmungen und Zeichen, das uns in seinem einfachen, sparsamen Grundmuster beeindruckt.

An der Kunst, so kann man etwa hören, zähle nicht so sehr das vollendete Werk, als vielmehr der Weg dahin, das Werden, der Schöpfungsakt. Beim modernen Medium Fernsehen läßt sich diese Feststellung vermutlich voll unterschreiben. Zwar zerfallen gedrehte Sequenzen nicht, einmal fertiggestellt und geschnitten. Beliebig wiederholbar sind sie anderseits aber auch nicht, im wesentlichen somit einmalige, unmittelbar wirkende Gebilde, im Entstehen und im Ablauf wichtiger als in bezug auf das Fertigprodukt. Wehe dem, der sich dieses Mediums ohne klares Konzept bedient, ohne Vorstellung dessen, was es kann und vermag. Die Begrenzung, das Wechselspiel von Licht, Farbe, Sprache und Bewegung, das Heranrücken wichtiger Elemente, das Ausblenden, die fugenlosen Übergänge, das mußte auch einen Laien wie Hendri Spescha fesseln. So kam er auf nicht leichten Umwegen zum romanischen Fernsehen, zu jener Wirkungsstätte, wo er vollberuflich am ehesten hoffen durfte, das zu verwirklichen, was er schon immer, und nicht zuletzt als Mitbegründer des Verlags Fontaniva, angestrebt hatte: das behutsame und geduldige Sich-Herantasten an die geheimnisvolle und schwierige Grenze, wo Inhalt und Form eins werden.

Seit der beruflichen Wende sah man Hendri immer seltener. Die neue Arbeit nahm in ganz in Beschlag. Erst in jüngster

Zeit gab es Freiräume, die den Journalisten, der er schon immer gewesen war, wieder zu Worte kommen ließen. Den kritischen, mutigen, aber nie verletzenden Kolumnisten, der zu Tagesfragen Stellung nahm, den Literaten, der seine Ansichten über Sprache, Sprachverhalten und Sprachverständnis *(Sentupadas cul lungatg)* äußerte.

Die Suche nach Vollkommenheit im Leben und in der Kunst war ihm wichtig. Aber sie durfte das soziale, auf die Gemeinschaft angewiesene Wesen in ihm nicht ersticken. So finden wir bei ihm, trotz seiner verschiedenartigen beruflichen und öffentlichen Tätigkeiten, eine Klammer, die das Ganze fest verbindet und zusammenhält. Was läßt sich von Freund Hendri Besseres sagen, der uns im Dämmerlicht des Herbstes unvermittelt, ohne Abschied, verlassen hat? Er ist in jene verklärende Sphäre gelangt, wo Sprache und Schweigen, wie in seinem Gedicht, wundersam ineinander verschmelzen.

Jeu hai
Jeu hai mo ina lieunga
il silenzi
Jeu hai mo in possess
la paupradad
Jeu hai in mund entir

Ich hab
Ich hab nur eine Sprache
das Schweigen
Ich hab nur einen Besitz
die Armut
Mein ist eine ganze Welt

Alexi Decurtins

Prof. Dr. Reto Bezzola

Kurz nach Neujahr 1983 starb im Kreisspital Samedan Prof. Dr. Reto Raduolf Bezzola in seinem 85. Lebensjahr. Er wurde von einem Altersleiden erlöst. Sein unermüdlicher Geist und sein lebhaftes Temperament hatten ihn bis ins hohe Alter begleitet und unternehmungsfreudig erhalten.

Er stammte aus einem alten Geschlecht von Zernez und verbrachte Kindheit und Jugend in Schlarigna/Celerina und später in Segl/Sils. Nach dem Besuch der heimatlichen Schulen und des Gymnasiums in Chur studierte der junge Engadiner Romanistik an den Universitäten von Genf, Zürich, Florenz und Paris.

Schon früh unterrichtete der gewandte Sprachlehrer Französisch und Italienisch an der Töchterschule in Zürich und begann gleichzeitig eine akademische Laufbahn, die ihn Stufe um Stufe bis zum Dekan der Philosophischen Fakultät I führte. Das Arbeitspensum erstreckte sich auf weite Gebiete der romanischen Sprachen und Literaturen.

Sein Spezialstudium, auf dem er sich internationales Ansehen erwarb, umfaßte die höfische Dichtung des abendländischen Mittelalters. Als Krönung seiner Forschungen ist das fünfbändige Standardwerk «Les origines et la formation de la littérature courtoise en Occident» zu nennen. Da finden wir Charakterisierungen der abenteuerlichen Erzählungen der «Trouvères» wie auch die bald unbeschwert heiteren, bald verschlüsselt tiefsinnigen Lieder der «Troubadours».

Die Liste seiner Veröffentlichungen ist groß. Sie dokumentiert auch dem Nichtfachmann, welche Spannweite und welchen Einsatz das Werk Bezzolas auszeichnet. Zu seinem 80. Geburtstag erschien ein ihm gewidmeter Festband mit dem Titel «Orbis mediaevalis». Er zeugt von einer hohen Schätzung, die Bezzola international genossen hat. Neben der mittelalterlichen Literatur hat er auch wichtige Studien über andere Teilgebiete des französischen und italienischen Schrifttums von den Anfängen bis zur Gegenwart publiziert und ein halbes Hundert von Dissertationen betreut.

Große Verdienste erwarb sich Reto Bezzola um die romanische Muttersprache, der er über seine akademischen Verpflichtungen hinaus die Treue bewahrt hat. Als Lexikolog und Literaturhistoriker hinterließ er zwei Werke, die für Romanischbünden von fundamentaler Bedeutung sind, das deutsch-engadinische Wörterbuch und die erste umfassende rätoromanische Literaturgeschichte.

Den «Dicziunari tudais-ch-ladin» schuf er in Zusammenarbeit mit Rudolf Olaf Tönjachen. Die Lia Rumantscha gab das 1194seitige Werk im Jahre 1944 heraus. Es war die Frucht eines langwierigen und heftigen Orthographiestreites und Sprachkampfes im Sinne einer Rückbesinnung auf die echte Volkssprache. Es ging um die Ausmerzung italienischer und deutscher Einflüsse auf die Schriftsprache. Mit diesem Wörterbuch begann auch ein bewußtes Bemühen um einen Ausbau der Sprache, um eine Anpassung an die Erfordernisse der modernen Zeit. Die beiden Redaktoren wurden in ihrer «Reinigungsarbeit» von anderen Sprachforschern unterstützt. Das Wörterbuch brachte der ladinischen Sprache wichtige Impulse und ist noch heute ein unentbehrliches Nachschlagewerk.

Das zweite monumentale Werk ist die 1979 erschienene «Litteratura dals Rumauntschs e Ladins», ein von der Lia Rumantscha herausgegebenes Buch von nahezu 1000 Seiten, das der 81jährige Wissenschafter dank seines Bienenfleißes noch glücklich unter Dach brachte. Es erfüllt einen seit langer Zeit gehegten Wunsch, die gesamte Literatur der Bündnerromanen, der Dolomitenladiner und der Friauler zu beschreiben und zu charakterisieren. Er tat das mit tiefer Sachkenntnis in charmant erzählerischer Weise. Kurz bevor das Altersleiden dem Autor die Feder aus der Hand nahm, gelang noch der große Wurf. Dieses literatur-

kundliche Handbuch und Nachschlagewerk wird von Bestand sein.

Reto Bezzola war nicht nur Stubengelehrter. Er hatte die Art eines Grandseigneur und trat mit Eleganz, diplomatischem Geschick und reicher Erfahrung an die Öffentlichkeit. Er wurde in die verschiedensten Vereinigungen und Gremien gewählt. Im Jahre 1970 berief ihn der Bundesrat als Mittler zwischen verschiedenen Kulturen in die Kommission der guten Dienste für den Jura. Er erhielt auch manche Anerkennungen und Preise.

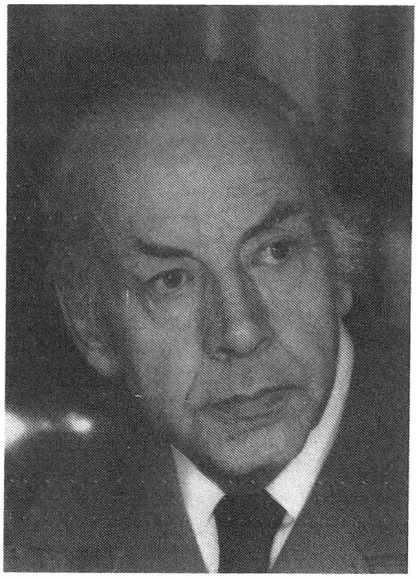
Seinen engadinischen Landsleuten diente er als Ratgeber in literarischen Belangen. Mit einem feinen Gefühl für dichterische Werte hat er während Jahrzehnten unsere Schriftsteller beraten, kritisiert und ermuntert. Der Dichter und Troubadour Men Rauch von Scuol nannte ihn einmal «unseren literarischen Papst».

Bezzola blieb während seines ganzen Lebens mit der Bündner Heimat und besonders mit dem Engadin verbunden. In seiner Familie wurde ladinisch gesprochen. Für die beiden im Unterland aufgewachsenen Söhne war es selbstverständlich, das Romanische zu pflegen. Der Historiker Gian Andri wirkt heute im Engadin als Direktor des Lyceum Alpinum in Zuoz, wo der Vater einstmals Lehrer war. Der Jurist Clo Duri, der kurz nach dem Tode des Vaters das Opfer eines tragischen Unglücksfalles wurde, veröffentlichte neben einer ladinischen Fassung der griechischen Tragödie Electra interessante Erzählungen mit zum Teil surrealistischen Zügen. In den Jahren des Ruhestandes lebte Reto Bezzola teils in Colombier – nach dem Tode seiner ersten Frau, der Pianistin Paula Rutishauser, heiratete er Jacqueline de Pury aus altem Neuenburger Geschlecht – teils in seinem Haus in Segl Maria mit wundervollem Blick auf die Oberengadiner Seen. In der Nähe davon, in der Kirche von Segl Baselgia, wurde er bestattet und fand im angrenzenden Friedhof in dieser einzigartigen Landschaft seine letzte Ruhestätte.

Zurecht wurde gesagt, daß mit Reto Bezzola nicht nur ein verdienter Engadiner, sondern auch «ein Geist europäischen Zuschnitts» von uns gegangen ist.

Jon Pult

Dr. med. Bistgaun Cathomas



Der am Auffahrtstag 1983 unter großer Beteiligung seitens der Bevölkerung des Oberlandes in Ilanz zu Grabe getragene ehemalige Chefarzt Bistgaun Cathomas wurde 1915 in Disentis geboren. Kindheit und Jugend verbrachte er in der Gruob. In Ilanz wirkte damals sein Onkel G.B. Cathomas als Spitalarzt und Chirurg. Dieser betrieb nebenbei als ehrgeiziger Besitzer von Spitzentieren eine ausgedehnte Landwirtschaft, in die er seinen Bruder Alphons einsetzte. So wurde zunächst Ladir, dann Sevgein die eigentliche Heimat des Verstorbenen.

Das Gymnasium besuchte er an der Klosterschule Disentis. Er gehörte jener Klasse an, die erstmals in der Geschichte dieser Privatschule die Maturitätsprüfung im eigenen Hause ablegen konnte. Es handelte sich fürs erste um eine vom Kanton anerkannte Maturität, die den Zugang zum Hochschulstudium nicht vollumfänglich gewährleistete. Der Medizinstudent hatte sich mit der eidgenössischen auszuweisen. Das bedeutete für Cathomas, daß er nochmals ein Jahr lang an einer andern Schule Maturand sein durfte.

Manch einer hätte sich von dieser bürokratischen Schranke den anvisierten Beruf vergällen lassen, nicht so Cathomas. Er hatte von der ersten Lateinstunde an gewußt, daß er Arzt werden wollte, und dabei blieb er. Sein weiterer Studienweg führte über Freiburg nach Zürich, wo er 1943 das Staatsexamen ablegte. Er entschied sich für die Chirurgie und trat nach weiteren Jahren der Ausbildung in Zürich und Wien in den Spitaldienst. Er war Oberarzt am Kantonsspital Winterthur, als er sich entschloß, eine eigene Praxis zu eröffnen. Es zog ihn nach St. Gallen, wo er am Oberen Graben seine Zelte aufschlug. Die junge Praxis ließ sich gut an, und es schien, er habe eine Entscheidung fürs Leben getroffen. Dem war aber nicht so.

Ein Jahr darauf wurde am Spital Ilanz die Stelle des Chefarztes frei. Der Ruf der Spitalverwaltung erging an Dr. B. Cathomas, den Träger eines Namens, der die bisherige Spitalgeschichte weitgehend geprägt hatte. Seine Frau Agnes mag gezögert haben, den Platz St. Gallen mit Ilanz zu vertauschen. Sie entstammte einer Cavelti-Familie aus Sagogn, war aber im Unterland geboren und aufgewachsen. Der Entscheid fiel zugunsten von Ilanz aus.

1953 fand die Übersiedlung statt.

Für den jungen Cathomas waren die festgefahrenen Formen aus der Zeit seines Onkels keineswegs sakrosankt. Er leitete unverzüglich eine Modernisierung des Betriebs in die Wege. Das 1913 erbaute Spitalgebäude platzte räumlich aus allen Nähten, so daß er mit guten Gründen einen Erweiterungsbau postulieren konnte. Er stieß mit seinem Begehren auf das Verständnis der maßgeblichen Gremien, und es wurde in engem Kontakt mit ihm ein Projekt im Kostenaufwand von mehreren Millionen Franken ausgearbeitet. Für die Verwirklichung desselben setzte er sich voll ein. Zusätzlich zu der großen Belastung als Spitalarzt war er mit dabei an stundenlangen Kommissionssitzungen und Orientierungsversammlungen in den Gemeinden. Die Folgen dieses schonungslosen Einsatzes blieben nicht aus. Kurz bevor der Neubau bezogen wurde, brach er gesundheitlich zusammen. Erst 45jährig mußte er seine erfolgreiche Laufbahn abbrechen, um nach längeren Kuraufenthalten mit der Eröffnung einer Allgemeinpraxis in seinem Heim an der Halde neuzubeginnen. Sein unstabiler Gesundheitszustand erlaubte ihm jedoch nicht mehr, die sich eröffnenden Möglichkeiten voll auszuschöpfen.

Dr. B. Cathomas wird in den Annalen des Regionalspitals Surselva als der Chefarzt der Integration vermerkt bleiben, dem es gelang, die Gemeinden als Mitträger des Schwesternspitals zu gewinnen. Seine Patienten halten ihn als den Arzt mit dem offenen Herzen in Erinnerung, der Zeit für sie nahm, mitfühlend auf ihre Nöte einging – der an seinem Berufsethos zerbrach. Im Bewußtsein der Rätoromanen wird aber der *Dichter* Cathomas den Arzt überdauern.

Die Verbindung Arzt und Dichter ist nicht ungewohnt, wenn sie auch in dem Maße seltener wird, als in der Medizin der Spezialist den Allgemeinpraktiker ablöst. «Poeta nascitur» sagt ein lateinisches Sprichwort. Wenn auch, so bedarf er der Muße, um sich zu entfalten. Ein Dr. G. M. Nay, der über die hartnäckige Gesundheit seiner Klienten schimpfen konnte, hatte sie noch. Bei Cathomas war es die Krankheit, die das angeborene Talent zur Entfaltung brachte. Hinzu kommt, daß er als Student mit der romanischen Bewegung in Berührung kam. Er war 1938, dem Jahr der Anerkennung des Romanischen als Landessprache, Präsident der Romania. Fortan fühlte er sich seiner bedrängten Muttersprache besonders verpflichtet. Er nannte sich Bistgaun anstelle von Sebastian wie zur Gymnasialzeit, und von seinen Sprechstunden war bekannt, daß sie für die Romanen gleichzeitig auch Sprachstunden waren. Er verbesserte sie, wenn sie aus Unkenntnis des romanischen Ausdrucks oder aus purer Nachlässigkeit den deutschen Ausdruck verwendeten. *«Quei din ins l'inflammaziun dil begl tschiec»*, war sein Diktum zum vielstrapazierten «blindàrm». Selbst bemühte er sich, ein makelloses Romanisch zu sprechen. Wie kaum ein Zweiter beherrschte er das romanische Vokabular in den Sparten der Anatomie und der Heilkunde. Im Auftrage der Ligia Romontscha verfaßte er in den späteren Jahren das Büchlein *«Igl emprem agid»*, das ihm gerade der sprachschöpferischen Leistung wegen zum Ruhme gereicht.

Gedichte von ihm erschienen sporadisch in der *Gasetta Romontscha* und im *Calender*. Sie hielten sich formal und inhaltlich im Rahmen des Herkömmlichen. Zentraler Gegenstand war die Heimat. Er erzählte aus ihrer Geschichte, besang Sprache und Sitte, Landschaft und Natur, zeichnete Menschen. Wenn er aktuelle Erscheinungen in der Gesellschaft kommentierte, kleidete er seine Kritik mit Vorliebe in Ironie. Wie so viele Andere vor und neben ihm.

Mit dem Erscheinen des Gedichtbändchens *«Umbrivas»* (1976) erhielt seine Dichtung echt persönliche Prägung. Sie löste sich vom Verband und wurde Einzelerscheinung. Was da unter dem Titel «Schatten» aufgezeichnet ist und den Leser unmittelbar anspricht, ist erlebte Wirklichkeit. Die Tragik, die die Lebensbeschreibung nur andeutet, wird in der poetischen Aussage empfindbar: Schmerz, Trübsal, Enttäuschung. Ein Leben im strahlenden Zenith wird in den Schatten des Leides und des Verzichts getaucht. Resignation und Todessehnen legen sich bleischwer auf das verletzte Gemüt. Der Dichter stellt die Frage nach dem Sinn des Lebens. Warum? Wozu? Die Antwort wird ihm aus dem christlichen Glauben und von der Liebe und Anhänglichkeit seiner Familie her zuteil.

Gedichtsausgaben sind in der Regel schwer abzusetzen. Mit Umbrivas machte der Herausgeber die gegenteilige Erfahrung. Das Bändchen war in kürzester Zeit vergriffen. Sprache und Denkweise des Dichterarztes entsprachen dem Empfinden seiner Landsleute, die, wenn sie zu entscheiden hätten, Bistgaun Cathomas zu Alph. Tuor und Dr. C. Fry einreihen würden.

Toni Halter

Dr. med. Peter Robert Berry

Wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel hat am 8. Juli 1983 der Tod den beliebten und allseits geachteten St. Moritzer Kurarzt Dr. med. Peter Robert Berry aus einem reichen und erfüllten Leben weggerafft. Eine große, internationale Gemeinde von Patienten, Kollegen, Bekannten und Freunden beklagt den unersetzlichen Verlust eines Mannes, der, sei es als Arzt, als Künstler oder Freund, immer irgendwie aus dem Vollen schöpfte. Er schenkte Mut, wo Verzagtheit herrschte, warnte zur Mäßigung, wo der Übermut wucherte, und richtete manchen Kleinmütigen durch seine ihm angeborene Selbstsicherheit auf.

1912 in einem Elternhaus geboren, wo der Arztberuf schon in der zweiten Generation ausgeübt wurde und wo nicht zuletzt wegen der künstlerischen Passion des Vaters, begnadeter Maler der Hochgebirgswelt, die Einnahmen spärlich flossen, so daß die Mutter, eine geborene Rocco, mit Sprach- und Klavierstunden ihren unermüdlichen Beitrag zum Unterhalt der Familie leisten mußte, war Peter Berrys Jugend nicht auf Rosen gebettet. Doch er empfing dort die doppelte Grundlage von Erziehung und umfassender Bildung, die in späteren Jahren seine starke Persönlichkeit prägte.

Nachdem er die Schulen in St. Moritz und die Kantonsschule in Chur als klassischer Gymnasiast durchlaufen hatte, wählte er, gemäß der Berry-Tradition, das Medizinstudium, das er an der Universität Zürich unter so bewährten Lehrern wie Prof. Clermont und Naegeli mit geradezu erstaunlicher Leichtigkeit absolvierte. Seine beruflichen Erfahrungen als junger Arzt sammelte er als Assistent, Oberarzt und Stellvertreter des Chefarztes im Kreisspital Samedan, des beliebten und gleichzeitig gefürchteten Dr. Ruppanner, dem er zeitlebens Dank und Verehrung zollte.

1947 erfolgte der große Sprung. Peter Berry eröffnete im Elternhaus seine eigene Praxis und gründete gleichzeitig mit Ellen Grieder seinen eigenen glücklichen Hausstand, aus dem ihm eine Tochter und

zwei Söhne erwuchsen, deren einer wiederum den Arztberuf gewählt hat. Im Zweiten Weltkrieg leistete Peter Berry MSA-Dienst als Chirurg. Im Sommer 1952 nahm er seine Tätigkeit als St. Moritzer Badearzt auf, ein Amt, das er während 25 Jahren im Sommer ausübte, während er im Winter seine eigene Praxis weiterführte. Durch seine Initiative und sein medizinisches Können erholten sich die Bäder aus ihrem langjährigen Dornröschenschlaf und erhielten den verdienten Weltruf unter den Balneologen. Der heutige moderne Ausbau der Bäder, bis zu deren architektonischen Gestaltung, ist weitgehend der weitsichtigen Planung des langjährigen Kurarztes zu verdanken, der in dem Augenblick zurücktrat, an dem seine Planungen und Erfahrungen konkrete Gestalt angenommen hatten. Aber auch nach seinem Rücktritt – er näherte sich immerhin schon dem Siebzigsten – gönnte sich Peter Berry keine Muße. Unermüdlich widmete er sich seinen Kranken, den Gästen oder dem Personal der großen Hotels und den Patienten aus dem Dorf oder der Umgebung. Mit Ausnahme von kurzen Schlafpausen blieb keine Stunde seines Tages ungenutzt. Bald skizzierte er mit seinen sicheren, schwunghaften Pinselstrichen ein Stückchen Natur auf die Leinwand, das er soeben auf einem kurzen Ausritt auf dem Rücken seines Lieblingspferdes aufgenommen hatte, bald tagte er im St. Moritzer Bürgerrat, dessen Vizebürgermeister er war, bald sorgte er sich um den Ausbau des Segantini-Museums oder reiste geschäftlich nach Chur, wo sich seine Gründung, das Hotel Duc de Rohan, durch gute Führung einen Namen gemacht hat. Seine Tage waren beruflich, musisch und gesellschaftlich voll ausgelastet, aber niemals erweckte er den Eindruck eines Gehetzten.

Als Arzt war er ganz auf den Menschen eingestellt, Freund und Berater zugleich. Seine Kranken behandelte er alle mit der gleichen Aufmerksamkeit, gleichgültig, ob es sich um einen Angestellten der großen Hotels, einen Multimillionär oder um einen leidenden Mitbürger der Gemeinde handelte. Zu seinen täglichen Pflichtgängen gehörte der Besuch der Krankenzimmer für die Angestellten der großen Hotels, deren Patienten in ihm nicht nur den Arzt sahen, sondern den Freund und Berater, dem sie Achtung und Vertrauen schenkten. Seine Hilfsbereitschaft reichte bis zur Erschöpfung seiner Kräfte – und es ist kein Zufall, daß der Beginn des tödlichen Leidens, das ihn binnen weniger Stunden hinwegraffte, ausgerechnet im Krankenzimmer des Palacehotels einsetzte.

Peter Berry war eine starke Persönlichkeit, die Selbstbewußtsein und Selbstsicherheit ausstrahlte, nicht durch die Umwelt geprägt, sondern gefestigt aus dem eigensten innern Kern. Es war wohl ein ernster, im Grunde seines Wesens aber ein froher Mensch, der bis zuletzt bereit war, alles Neue aufzunehmen und zu verarbeiten, jedoch nur das Wertvolle anzuerkennen oder zu behalten. Er war begnadeter Maler. Davon zeugte das sogenannte Büro, ein kleiner Nebenraum in seinem Wohnhaus, indem seine stets hilfsbereite Gattin nach seinem Diktat Briefe und Vorträge tippte. In Wahrheit war dieses Büro ein Arsenal seines malerischen Schaffens. Da standen an Wand und Büchergestelle gelehnt Rahmen um Rahmen: Ölgemalte Stilleben von Früchten und Vögeln, mit leichter Hand entworfene Skizzen der Einfühlung in die Engadiner Bergwelt, verkrüppelte Arven, duftige Lärchen und rauschende Wasser, Impressionen von Paris, London, von der Provence und dem Bois de Boulogne, der sardische Strand, eine Symphonie von schäumenden Wogen und jagenden Wolken, Pferde, erlegtes Wild und leuchtende Blumensträuße in allen Variationen. Ein wahres Tagebuch von Bildern eines erfüllten Lebens.

Der Verstorbene war ein Mann der Bildung, der über ein umfassendes Wissen, vor allem geschichtliche Kenntnisse und die Beherrschung vieler Sprachen verfügte. Seiner romanischen Muttersprache ist er dennoch zeitlebens treu geblieben. Aus dem Einbezug der Geschichte zur Beurteilung des aktuellen politischen Geschehens erklärt sich auch Peter Berrys ausgeprägtes Traditionsbewußtsein und seine Verbundenheit nicht nur mit der engeren Bündnerheimat, sondern auch mit der Eidgenossenschaft. Er verglich unser Staatswesen mit einem Baum, der gesunde Äste treibt, solange die Wurzeln gesund sind und tief im Erdreich gründen. Er warnte vor der Gefahr der Entwurzelung, gefördert durch die Geschichtslosigkeit unserer Tage. Er selber war im fruchtbaren Erdreich seiner Familientradition verankert und wußte um seine Verpflichtung, das kostbare Erbe an die kommende Generation weiterzureichen. Ja, es darf gesagt werden: Die Familie war die eigentliche Pflanzstätte seines menschenfreundlichen Wirkens.

James Schwarzenbach

Vico Rigassi

Ein bekannter Bündner ist nicht mehr: Vico Rigassi!

Am 6. August 1983 starb in seinem Elternhaus in Maloja, vier Monate vor seinem 78. Geburtstag, Vico Rigassi. Der in Genf ansäßige Bergeller war wahrscheinlich der Bündner mit dem größten Bekannten- und Freundeskreis. Wegen seiner Geselligkeit, und weil der Journalist und Reporter seit Jahrzehnten ein Globetrotter war. Vico Rigassi war schon zu seinen Lebzeiten eine Legende gewesen. Als es noch kein Fernsehen gab, begeisterten sich aber Tausende von Radiohörern an seinen mehrsprachigen Sportreportagen.

1905 in Stampa geboren, verbrachte Vico Rigassi seine Jugendzeit im Bergell und im lombardischen Legnano, wo sein Vater während einigen Jahren als Lehrer wirkte. An der Kantonsschule Chur gewann das Sprachtalent erste Preise in Stenografie-Wettbewerben. 1925 debütierte Rigassi als Berufsjournalist im deutschen Dienst der Schweizerischen Depeschenagentur in Bern. Dort lernte er seine als Sekretärin arbeitende Frau – eine Freiburgerin – kennen. Aus ihrer Ehe gingen zwei Söhne hervor: Lelio, der später in die Fußstapfen seines Vaters trat und während fünfzehn Jahren Kurdirektor in Crans-sur-Sierre war, sowie Danilo, der Geologe wurde. Vico Rigassi wirkte, so von Basel aus, als Korrespondent italienischer Zeitungen, bevor er mit seiner Familie nach Lausanne zog. Seit 1948 war er in Genf wohnhaft. Vico Rigassi ist jedoch immer, mit Leib und Seele, ein Bündner geblieben. Den Sommer verbrachte er mit seiner Frau seit Jahren in Maloja, wo ihn seine Freunde in der Jaß-Runde nicht missen mochten. Im Winter fehlte der Bergeller kaum an einem bedeutenden Sportereignis im Engadin.

Rigassis erste Journalisten-Jahre fielen in die Pionierzeit des Radios. Auf die ersten Nachrichten von 1928 erfolgte der eigentliche Start des Radioreporters Vico Rigassi 1931 am Sender Monte Ceneri, beim Anlaß der Studio-Einweihung auf dem Luganeser Campo Marzio. Vicos Mehrsprachigkeit kam den drei Landessendern vor allem willkommen, als für Reportagen aus dem Ausland für die Schweiz nur eine Leitung zur Verfügung stand. Zudem spielte unser Land damals im Eishockey eine erste Rolle. Mit seinen fesselnden Reportagen in Deutsch, Französisch und Italienisch «Bibi zu Hans – Hans zu Pic – Heini à Charly – Charly à Hertli – Tor – Goal – Rete» begeisterte Rigassi ungezählte Tausende von Radiohörern, und unter diesen auch solche, die sich sonst überhaupt nicht um den Sport und das Eishockey kümmerten. Die Richard «Bibi» Torriani, Hans und Pic Cattini, Heini Lohrer, Charly und Herbert Keßler waren zu jenen Zeiten denn auch so bekannte Sportkoryphäen wie die Fußballer Xam und Trello Abegglen, Fredy Bickel und Lajo Amado oder die Radrennfahrer Ferdy Kübler und Hugo Koblet, über welche Rigassi ebenso spannende Reportagen vermittelte.

Am bekanntesten aber war Vico Rigassi selbst. Durch seinen Beruf – fast ausschließlich als Sportjournalist und Sportreporter – kam der joviale Bündner mit vielen Leuten in Kontakt. Sprachbarrieren gab es für ihn ohnehin nicht. Er sprach auch romanisch, mit den Deutschschweizern «schwyzerdütsch» und mit den Tessinern ihren Dialekt. Diesen besonders gut hörbar beim Jassen . . . Vico Rigassi war der Inbegriff der Gemütlichkeit, der sich in einer geselligen Runde, bei einem Glas Wein, am wohlsten fühlte. Auch wenn diese Runden bis in die Morgenstunden dauerten. Vico war ein Erzähler, der eine Hörerschaft um sich haben mußte. Seine Erzählungen und Anekdoten schmückte er mit viel Phantasie. Es war vielleicht nicht immer alles wahr an Vicos Geschichten. Langweilig waren sie aber nie. Rigassi hat wohl nicht jedes Skirennen gesehen, über das er berichtete. Stets war er jedoch bestens informiert, durch seinen großen Bekannten- und Freundeskreis, zu dem der Rennleiter wie der Torwart, der Trainer wie der Athlet gehörte. Vico war ein «wandelndes Sport-Lexikon». Sein Notizblock war sein Gedächtnis.

Vico Rigassi war dabei, als die Swissair zum ersten Mal nach New York flog, wo er dem legendären Box-Champion Jack Dempsey die Hand drückte. Gleich wie bei der Papst-Audienz im Vatikan, am Tag nach Hugo Koblets Sieg im Giro d'Italia 1950, mit Koblets Mutter (einer Bündnerin) und Ferdy Kübler. Von 1946 bis 1976 wirkte Rigassi als Dolmetscher der «Union Cycliste Internationale» (dem Welt-Radsportverband) und als Sprecher bei den Rad-Weltmeisterschaften, wie auch an Olympischen Spielen und nordischen Ski-Weltmeisterschaften. Er verband seine journalistische Tätigkeit ebenfalls mit dem mehrsprachigen Dienst der mobilen Radio-Stationen der Tour de Suisse, des Giro d'Italia und der französischen Tour de l'Avenir. Die erste Stimme, die man im Film über Eddy Merckx «Das

Reennen an der Spitze» hört, ist diese von Vicco Rigassi.

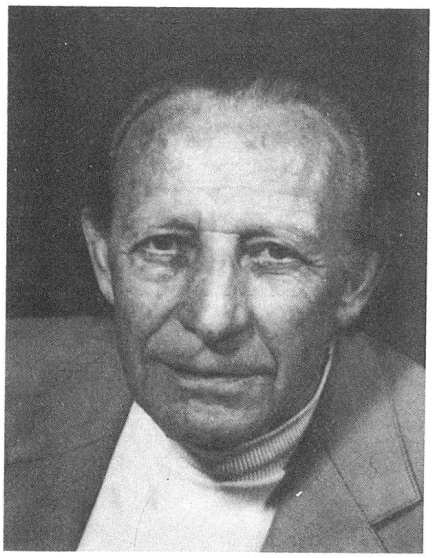
Der sprachgewandte Bergeller arbeitete wäährend beinahe sechzig Jahren als Korresspondent von Schweizer Zeitungen in alldlen Landesteilen wie im Ausland. Als maan die Berichte noch nicht telegrafisch übbermitteln mußte und die Expreßbriefe nooch innert nützlicher Frist am Bestimmuungsort eintrafen, konnte es vorkommeen, daß der «Sport» zwei Seiten in Deeutsch und eine Seite in Italienisch, der «SSport Ticinese» jedoch eine Seite in Deeutsch erhielt. Wenn die Übermittlung daamals noch nicht so eilte wie heute, so muußte eben der Berichterstatter um so maehr pressieren, um den Zug für den Expreß nicht zu verpassen.

Mit den Anekdoten über Vico selbst köönnte man Seiten füllen. Nicht unerwäähnt bleiben soll jedoch seine Bereitschaft, auch jüngeren Kollegen zu helfen. Kaarl Erb, Sepp Renggli und der Schreibeende profitierten in den Anfangszeiten ihrer journalistischen Tätigkeit von seineem Rat. Der Radiotechniker bei seinen Reeportagen war sein Kamerad, mit dem er nach getaner Arbeit am gleichen Tisch saaß. Um Vico Rigassi herrschte ein Klima, wie man es heute kaum mehr findet. Der Verstorbene liebte die Einfachheit und war jedwelchem Bluff abhold.

1971, während den Eishockey-Weltmeisterschaften in Chaux-de-Fonds, hatte Rigassi einen Schlaganfall erlitten, von dem er sich jedoch wieder gut erholte. Seine 70-Jahr-Geburtstagsfeier im Familien- und Freundeskreis von Crans-Montana sowie in allen Redaktionen, Radio- und Fernsehstudios dauerte mehrere Wochen. 1981 war Rigassi bei den Schweizer Skimeisterschaften in den nordischen Disziplinen als Speaker eingesprungen. 1982 begleitete er zum letzten Mal die Tour de Romandie – wie seit 1947. Erst in den letzten anderthalb Jahren ließ seine Gesundheit nach. Bei einem guten Essen blühte der Lebensfrohe jedoch immer wieder auf. Wie eine Woche vor seinem Tod, als er mit seinem Freund Bruno Troncana (Silvaplana) seine alljährliche (gastronomische) Veltlin-Rundfahrt ins Auge faßte. Wenige Tage später, an der Sonne sitzend und seine Pfeife stopfend, hörte Vicos Herz zu schlagen auf. So wie er seine letzte Pfeife nicht mehr rauchte, fand auch sein geplanter «Giro della Valtelina» nicht mehr statt.

Walter Grimm

Siffredo Spadini



Wie aus der Todesanzeige vom 15. August 1983 zu entnehmen war, verschied Siffredo Spadini nach tapfer ertragener Krankheit. Das Wort tapfer beleuchtet in treffender Weise den Charakter und die Gemütsverfassung des Verstorbenen: Es gehörte zum Wesenszug Spadinis, unerschrocken, ja hartnäckig den Schicksalen und Hindernissen des Lebens zu begegnen. Die Berglernatur war in ihm klar zu erkennen: Eigenwilligkeit und Klarheit der Standpunkte, gepaart mit Sensibilität und Einfühlungsvermögen, bildeten den Grund, auf welchem sein Ergreifen der Wirklichkeit erst möglich machten. Die Zusammenhänge und die Ursache eines Geschehens vermochte Siffredo Spadini schnell und gründlich zu erfassen. Sein Bild der beschriebenen und besprochenen Situation war zusammenhängend und transparent.

Siffredo Spadini wurde in Selma (Calancatal) im Jahre 1913 geboren. Nach Absolvierung einer Lehre als Maler besuchte er das Lehrerseminar der Kantonsschule und erwarb nach zwei Jahren das Lehrerpatent. Nach einigen Jahren Tätigkeit als Schaufensterdekorateur war es ihm vergönnt, als Redaktor beim «Freien Rätier» zu wirken. Seine redaktionelle und journalistische Tätigkeit beim «Rätier» dauerte vom Jahre 1944 bis zum Jahre 1961. Während längerer Zeit beschäftigte sich Spadini als freier Mitarbeiter verschiedener Zeitungen, Presse-Agenturen und als Korrespondent vom Radio Monte Ceneri. Als Kunst- und Theaterkritiker war er im In- und Ausland bekannt. Spadinis zweite Schaffensperiode war seine Anstellung als Redaktor im Außendienst beim «Tages-Anzeiger».

In einem Nachruf vom 17. August 1983 schrieb Viktor Schlumpf u. a. wie folgt:

«Siffredo Spadini war für den «Tages-Anzeiger» nicht einfach ein Mitarbeiter unter vielen. Als er 1969 zum ersten vollamtlichen Außendienstredaktor dieses Blattes ernannt wurde, hatte er sich mit seriöser Berufsarbeit, als Redaktor am «Freien Rätier», als Mitarbeiter bei Radio Monte Ceneri wie als Korrespondent verschiedener Tageszeitungen längst einen ausgezeichneten, unverwechselbaren Ruf erworben. Mit seinem gepflegten, zurückhaltenden Stil, mit seinen kenntnisreichen Berichten aus Graubünden, dem Tessin und aus Liechtenstein, mit seinem leicht italienisch eingefärbten Bündner-Dialekt war er auf der Redaktion bald nicht mehr wegzudenken: Spadini (sp.) stand für zuverlässiges Recherchieren, thematische Vielfalt und gute Berufsbeziehungen.»

Spadini war aber nicht nur Berichterstatter und Kommentator des Tagesgeschehens und gewisser aktueller Situationen im politisch-kulturellen Bereich: Einige Titel seiner Schriften und Artikel mögen hier die Vielfalt seiner Interessen und die Kraft seiner historisch-kritischen Begabung besser verdeutlichen: «Primule», Gedichte (1941), «Le Rivendicazioni Grigioni Italiane» (Übersetzung aus dem Deutschen vom «Bericht der Kommission zur Untersuchung der kulturellen und wirtschaftlichen Verhältnisse Italienisch-Bündens»), «Zeitgenössische Maler und Bildhauer» («Terra Grischuna» vom Dezember 1959), «Das Drama der Gegenwart» (1959), «Die Viamalaschlucht» (1963), «Mittelbünden im Sog der Germanisierung» (1970), «Das Problem des

Romanischen» (1974), «Der Dolmetsch des Herzogs» (Ein Besuch im Haus zur «Linde» an der Oberen Reichsgasse in Chur, 1956), «Neue Lehrlings-Ausbildungsmodelle für Berufe der metallverarbeitenden Industrie» (1971) etc. Besonders erwähnt sei hier sein Drama «Ilona Lantos», welches in Biel, in Langenthal, in Burgdorf und im Stadttheater Chur aufgeführt wurde.

Ein reicher Farbenbogen von Poesie, Kritik und Schilderung menschlicher Probleme und Naturgewalten umfaßt die schriftstellerische und journalistische Arbeit des Verstorbenen. Die Gegensätze des Lebens wurden von ihm mit dünner und schneidender Ironie wiedergegeben. Als Dichter war er fähig, das Konventionelle und Wertlose vom Wesentlichen und Dauerhaften zu unterscheiden.

Als Beispiel seiner Prosa ist folgender Ausschnitt aus der Schrift «Die Viamalaschlucht» (herausgegeben vom Verkehrsverein Thusis, 1963) charakteristisch:

«Ich setze bei der Brücke am nördlichen Ausgang der Viamala auf das linke Ufer hinüber, durchquere das erste abschüssige Moränentobel, durchdringe die Jungwaldschneise auf dem buckligen Schuttkegel und steige beim zweiten Tobel den Gehägeschutt hinunter, wo sich auf dem tiefen Grund mächtige Felsblökke nach stürmischer Talfahrt hingelegt haben. Aus dem dunklen, unergründlichen Schlund der engen, gewundenen oberen Schlucht quillt der Strom schwarzgrün hervor wie eine Riesenschlange, setzt brausend und schäumend über die glattpolierten Felsblöcke der ersten Schwelle, kommt mir, freudig grüßend, entgegen, um wenige Meter weiter unten in der zweiten Schlucht zu verschwinden. Ich klettere rechts, klettere links, krieche die Felsbänder von Crapteig entlang, versuche vergeblich, über eine natürliche Brücke, einen glattgeschliffenen haushohen Felsblock, das rechte Ufer zu erreichen. Beim Versuch, in die zweite Schlucht vorzustoßen und Möglichkeiten für spätere «Expeditionen» zu erforschen, stoße ich auf einen Riesentopf. Ein Prachtstück! Ich bin im ersten Augenblick perplex, dann freudig erregt. Die Viamalaschlucht hat mir eines ihrer Geheimnisse preisgegeben.»

Paolo Gir